Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 238

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

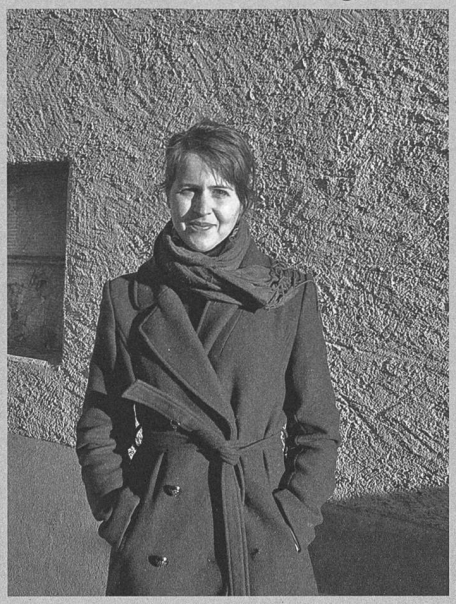
Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neue Stimmen: Laura Vogt, Bettina Wohlfender, Christian Rechsteiner. Neue Sachbücher über Ernst Frick und St.Galler Architektur. Eine Hommage an Beat Brechbühl und seinen unermüdlichen Waldgut Verlag. Und eine Erinnerung an Christian Mägerle. Auf zehn Seiten: Der Bücherherbst 2014.

Tummelfeld, das Schreiben!

von Laura Vogt



Eine Autorin ist, noch ohne Buch, aber mit Texten, zu entdecken. Laura Vogt, Jahrgang 1989, ist in Speicher aufgewachsen und studiert seit 2012 am Schweizerischen Literaturinstitut Biel. Sie ist im März am Wortlaut-Festival in St.Gallen aufgefallen und «kennt ein Leben ohne die Lust an den unzähligen Formen des Schreibens nicht», wie sie selber sagt. Sie veröffentlichte bisher Texte in Zeitschriften wie «Entwürfe», «Der Maulkorb» oder «Das Narr», schrieb einen Kinderbuchtext in Zusammenarbeit mit der organisation «zwangsheirat.ch», gewann 2012 den Schreibwettbewerb des Thuner Literaturfestivals Literaare und wird diesen Herbst mit einem Werkbeitrag der Ausserrhodischen Kulturstiftung ausgezeichnet.

Laura Vogt arbeitet an einem Roman mit dem Titel «Gang». Der Text sei noch nicht fertig und ein Verlag noch nicht gefunden, sagt sie. Für diesen Saiten-Bücherherbst hat die Autorin drei Texte zur Verfügung gestellt unter dem Sammeltitel «Tummelfeld, das Schreiben!»

Bild: Yasmeen Thalmann

Erstens:
Man atmet und schreibt.

Das Atmen zeigt das Denken.
Man denkt, wie man atmet.
Anders atmen bedeutet anders reden bedeutet
anders schreiben.
Transportiert also der Atem die Sprache?
Sprache nicht als Transport.
Sprache, damit etwas da ist.
Das Schreiben als radikale Übersetzung.
Sprache als Körper, als Ort.
Der Körper, ein Speicher.
Die Sprache, ein Speicher.
Die Sprache, ein Körper.
Die Sprache, der ortlose Ort.
Die Sprache, das Ungewisse.
Bedeutet Schreiben Distanznahme?
Bedeutet Distanznahme Weitsicht, Erkenntnis?
Bedeutet Erkenntnis, die Grenzen zu sprengen?
Schreiben, eine Grenzerweiterung.
(«Ich will meine eigenen Grenzen schreibend erweitern.»)
Die Gier, ein Grenzgänger.
Schreiben, eine Gier?
Die Gier, ein beschneidendes Skalpell?
Der Arzt und sein Skalpell.
Der Schriftsteller und seine Feder.
Ersetzt die Feder das Skalpell?
Die Feder: zerschneidend?
Die Schriftstellerin, eine Beschneidende?
Ist das weisse Papier für die Schreibende, was für die Ärztin
der Körper ist?
Sprache als Haut.
Sprache als Filter.
Die Haut, ein Filter.
Die Sprache, eine Haut?
Bringt das Schreiben Heilung?
Schreiben bedeutet, zu entdecken.
Bedeutet Schreiben auch, zu verdecken?
Die Schreibende erstellt Schriften.
Schreiben bedeutet Materialität.
Materialität bedeutet Handwerk.
Ein Handwerker erstellt Tische, Stühle,
Kommoden, Ställe, Häuser.
Schreiben bedeutet, Sitzgelegenheiten zu schaffen.
(so sass Adorno auf Walter Benjamins Schriften)
Sitzen bedeutet, langsamer zu atmen.
Sprechen als Form des Ausatmens? (fragt der Moderator)
Und du wirst feststellen, das Einatmen ist viel leichter.
(antwortet der Autor)
Der Atem, unsichtbar die Luft bewegend.
Atmung, sichtbar im Körper, hebt und senkt.
Die Sprache, unsichtbar in der Luft schwebend.
Die Sprache wandert durch den Körper.
Schrift als Sichtbarmachung.
Ist das Sichtbare die Wahrheit?
Kann man Wahrheit schlucken?
Kann man die Wahrheit destillieren?
Bedeutet Schreiben, zu destillieren?
Schreiben bedeutet, Wege zu bahnen.
(Wandert das Sprechen auf diesen Wegen?)
Schreiben bedeutet, sich-immer-neu-einlassen.

Schreiben als Anlass zu einer Krise.
(Weil ich will, dass mir damit etwas passiert)
Erzählen heisst Leben gewinnen.
Beinhaltet Leben Wahrheit?
Kann man Leben destillieren?

Einzelne Teile frei zitiert aus:

Michel Foucault:
Das giftige Herz der Dinge, Zürich: 2012.
Jörg Steiner: Erzählen heisst Leben gewinnen, Reflexe auf SRF Kultur, 22. Januar 2013.
Jörg Steiner: eine Hommage aus Lesungen und Selbstzeugnissen, SRF Kultur, 3. Mai 2013.

Zweitens:
Man spaziert und schreibt.

Gewächs.
Die knorrigen Stämme der Olivenbäume: Beine einer alten Dame unterm Morgenmantel.
Der rötliche Himmel zwinkert ihnen zu, sie raufen sich die Haare, schütteln die silbernen Blätter, zankende Vögel lösen sich vom Geäst, glänzende Früchte in den Schnäbeln.

Geruch.
Der Anblick der gärenden Früchte am Boden, braungraue Zeugen vergangener Potenz.
Süsslicher Duft steigt auf, wenn ich auf die Feigen trete, Fleisch quillt durch die Haut: Gierige Maden räkeln sich im Paradies.

Getropf.
Die Wolken reissen erneut auf wie knisternde Bonbontüten, Tropfen klatschen auf den Teer, ergeben sich honigsüss.

Getier.
Schwarze Punkte in ewiger Bewegung, Büschel von verdorrtem Gras und halbierte Falter auf ihren Körpern, hin zu den Schlupflöchern, zu den begatteten Jungköniginnen, hin zu den sterbenden Männchen im Flügelgewand.

Gewässer.
Das Gebirge: kahle Zackenzähne vor gähnenden Wolken. Darunter das raue Wogen der Wellen, das dunkelklare Meer, gesprenkelt mit tausend Diamanten, ein einziges Hin und Her, ein Rauschen und Raunen, laut und dumpf.

Drittens:
Man badet und schreibt.

Er sass oft auf dem Teppich mit dem Bügeleisenbrandloch, zugespitzter Abdruck, dunkel, er sass vor dem Telefon, wartete, bis es läutete, Hände auf dem Hörer, zog sie zurück, streckte seine Beine aus, schaute aus dem Fenster. Wenn er sass war er klein, war dann kindergross, sein Oberkörper reichte bis zum unteren Drittel der Fensterscheibe, das Telefon läutete, er räusperte sich, nahm es in seine eine Hand, sprach und fuhr mit den Fingern der anderen Hand über das Bügeleisenbrandloch.

Er war der Mann, der mit einem Messer warf, der seine Wurfkünste jedoch selten demonstrierte. Er war der Mann, der die Luft zerschnitt mit seinem Blick.

Eine Weile hatte er bei einem Zirkus gearbeitet, hatte dies und das gemacht, keine Hauptnummern sondern Laufburschenarbeit, Kaffee kochen, Platzanweisen, Messer schleifen, Pferde kämmen. Bubengeld verdienen nannte er es, war zwei, drei Saisons mitgereist; er hätte es romantisch gefunden, sagte er später, die Schritte in den Sägespänen, das Aufeinander und dauernde Miteinander, die ohrenbetäubende schräge Zirkusmusik.

Er brüllte nie am Telefon. Er surrte, gurrte, schmatzte, sprach mit einer Frau, die er an einem Kurs kennen gelernt hatte, nein, mit der Schulhausputzfrau, mit der Tante, nein, mit einer alten Zirkus-Bekannten; das Telefon läutete in allen Ecken, zu jeder Tageszeit, vor allem am Morgen früh und sobald ich nach dem Mittagessen die Gabel neben den Teller gelegt hatte, manchmal, gleich nachdem er von der Schule nach Hause gekommen war am Nachmittag, nie, wenn er nicht da war. Dann war es still in der Wohnung. Ich nehme ab, nimm ab! Hier ist, wir sind: Theresa. Spricht.

Er selbst wählte bloss ab und zu eine Nummer, drückte die Zifferblätter mit Bedacht; Mutter telefonierte selten, und wenn, dann kurz und bündig. Eine Erledigung, abgehakt, dann kochen, dann putzen, dann Schüler, schriller Flötenton ersetzte das Telefon, Musik erziehe zum Guten, sagte Vater. Wo die Sprache aufhört setzt die Musik ein. Hopp, üben, los.

Klarviolette Wände in einem Dampfbad, ich schwitze, übergiesse mich mit lauwarmem Wasser, lasse mich in einem hüfthohen Wasserbecken treiben, in meinen Erinnerungsfetzen, strecke mich aus auf einer Liege, man seift mich ein, massiert, knetet, streicht, spült mich ab. Jetzt einfach in mich dringen, denke ich, jetzt bin ich so geöffnet. Für einen Vater und den Zirkus oder die Welt.

Der Vater des Vaters war gegen den Zirkus gewesen, nicht gescheit, sagte er, mein Vater wollte mit einem Messer werfen aber seine Mutter hielt ihm die Hände fest. Ab in die Schule, sagte sie, jetzt ist es Zeit. Nach der Schule kaufte mein Vater mit seinem Bubengeld Sammelbildchen und Eiscreme, sein Grossvater war ein grosszügiger Mann, und mein Vater tropfte nie. Einmal liess er beim Autofahren eine Praline fallen, wollte sie aufheben und fuhr einem anderen Auto hinten auf.

Löcher, beispielsweise

Der Roman *Das Weinberger-Archiv* von Christian Rechsteiner. *von Corinne Riedener*

Kurz vor Redaktionsschluss flattert noch ein Rezensionsexemplar herein, ein Gut zum Druck genauer gesagt: *Das Weinberger-Archiv*, der autobiografische Roman von Christian Rechsteiner, 1976, aus Kreuzlingen. Sein erster. Ansonsten ist wenig bekannt.

Weinberger, da war doch was... Eine Faust, ein verzerrtes Bücherregal, ein fahlblaues Büchlein in Reclam-Grösse, Reklame aus Romanshorn, mit einem Zettel darin: «Anbei das erste Kapitel, blablabla, Gruss, Muskat Media.» Sechzig Seiten waren es in etwa, mit einem kurzen Satz auf der letzten: «weinbergers körper ist umgeben von einer schicht haut, die an bestimmten orten löcher aufweist. aus diesen löchern schaut und scheisst weinberger, beispielsweise.»

Das war Anfang Juni, dann verschwand das Kapitel halbvergessen mit dem Vermerk «nett... Oktober-Heft?» irgendwo in einem Bücherstapel, der Satz blieb noch eine Weile. Und er kommt wieder mit dem Druck-Pdf von Muskat Mitte September. 336 Seiten. Zu viel eigentlich, zu viel jedenfalls, um noch grossartig darüber zu schreiben für dieses Heft. Aber in guten Berufen siegt die Neugier und nicht die Vernunft, deshalb hier die flüchtige Bekanntschaft mit Weinberger und seinen Löchern, den ersten dreieinhalb Kapiteln (von insgesamt zehn).

Grenzerfahrung in Kleinbuchstaben

Sie ist anstrengend, die erste Stunde mit W., eine Grenzerfahrung inmitten aphoristischer Endlosmonologe. W. ist ein Dekonstrukteur, ein Faustroll ohne Heldentaten. Rechsteiner schreibt im Paratakt, ohne Punkt und erkennbares Zeitgefühl, aber mit viel Gefühl für unsere Zeit – Spannungsfeld statt Spannungsbogen scheint seine Devise zu sein, Umsicht statt Aufsicht. Und er schreibt konsequent: «weinbergers handhabung der ortografie ist sein verständnis von freiheit, selbst auf kosten der verständlichkeit», hält Rechsteiner am Ende des ersten Kapitels fest und schliesst damit immerhin den Bogen zum Anfang, zum achtpunktigen «tractatulus poeticus», einem Verweis auf H. C. Artmann und die Kleinschreibkultur der Wiener Gruppe um den 2000 verstorbenen Schriftsteller und Lyriker.

Deutlicher könnte eine Hommage an die Sprache als Mittel und Material zum Aufbruch wohl nicht sein. Sympathisch zwar, aber auch aufreibend. Es gibt Momente, da würde man den Autor am liebsten mit derselben meditativen Wiederholung schlagen wie er manchmal schreibt – wären da nicht auch erlösende Satzperlen, diese etwa: «weinberger liess sich absichtlich den bart stehen, auch wenn er wusste, dass er ihm nicht stand. vielleicht muss man sich nur genügend gehen lassen, um beachtet zu werden.» Und die trockenen Listen, mit denen er sich und die Welt erträg-
lich zu machen versucht. «er fühlte sich unverstanden und genoss es. er war hin- und hergerissen zwischen den freuden der einsamkeit und dem selbstmitleid, ein elender aussenseiter zu sein», schreibt Rechsteiner über Weinbergers Verfassung.

Diese Art von Ambivalenz ist – neben Rechsteiners Faible für Alliteration – etwas vom Auffälligsten an der flüchtigen Begegnung mit Weinberger, sowohl auf sprachlicher wie auch auf inhaltlicher Ebene. Ansonsten ist es müssig, nach gut hundertfünfzig Seiten etwas über die Handlung des Romans zu sagen. Vermutlich ergibt sich irgendwann eine Dramaturgie, eine Message. Vermutlich geht es um Liebe, sie zu erleben und zu überleben, um das Fortgehen, um sich selber näher zu kommen, aber das ist reine Mutmassung. Jedenfalls ist es stellenweise auch eine Migrations- und Gesellschaftsgeschichte, aber wichtig ist Weinberger.

Es tost im Stillen

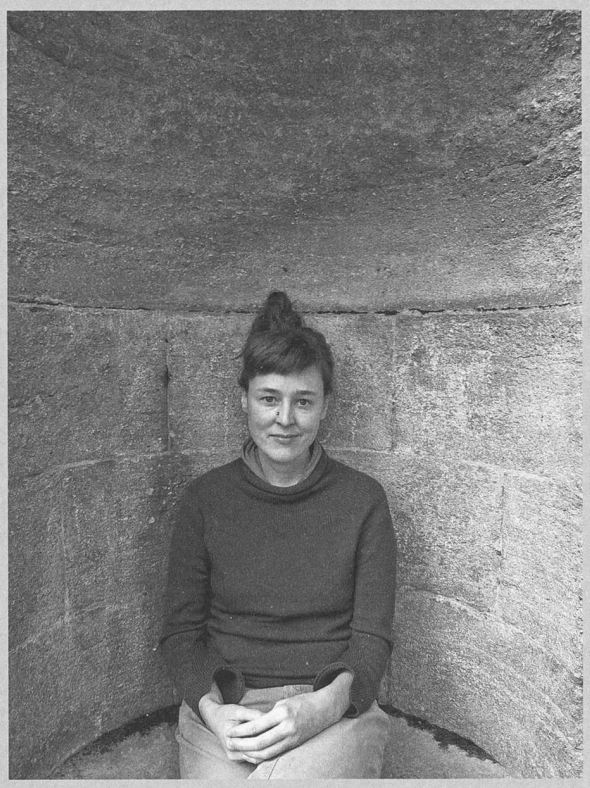
W., Mitte 30, ist ein Seefahrer im Menschenmeer, «ein Nachfahre von Kolumbus, Bering, da Gama» – und von gefühlten hundert Jenischen, Dänischen, Tschechischen, von Dorfgerüchten, Verdingkindern und Trunksüchtigen. Gross geworden ist Weinberger am Bodensee. Er mag ästhetische Zergliederung, Frühling und Brüste. Seine Mutter starb, als er dreizehn war. Mit sechzehn hat er den mysteriösen schwarzen Koffer seines leiblichen Vaters gefunden, den er zu Lebzeiten nicht kennengelernt hat – das Überbleibsel einer lauwarmen Prager Nacht, wie Weinberger selbst.

Er onaniert. In den 90ern zu Pornoheften, später auch angesichts der Literatur. Sein Herz bricht ihm Hannah Bouvier, die ihn schweigend verlässt für sich selbst. Trost findet er bei seinen Mitbewohnern, Walt Molasky, dem heilfastenden Kiffer Erwin Breuer und dessen Hund Horst, der zweitweise versucht, durch die Namensänderung zu «Hirsch» oder «Bogumil» seiner hündlichen Identität zu entfliehen – bis er endlich Frau Schneider kennenlernt, die Dänische Nachbars-Dogge. Die wohl spannendste Figur im Weinbergschen Universum ist aber Scheckel. Dieser Künstler ist Klartext, eine Art Idealmisanthrop.

Weinberger hat viel gemeinsam mit ihm, ist aber weniger impulsiv. Was Scheckel stets lauthals in die Welt schreit, tost bei Weinberger im Stillen, im Kopf und in den Fusszeilen. W. ist obsessiv denkend und wahrnehmend. Vielleicht hat er deshalb ständig den Drang, die innere und äussere Welt in Einzelteile zu zerlegen, die Verwirrnis zu kartographieren, während er auf Offenbarung wartet. Ob sie im schwarzen Koffer steckt?

Christian Rechsteiner: *Das Weinberger-Archiv,*
Muskat Media, Romanshorn 2014, Fr. 23.50

In der langsamen Zeit



Der Roman *Das Observatorium* von Bettina Wohlfender.

von Peter Surber

Ihr Job ist Überwachung: «Wir sitzen mit Mützen und hochgeschlagenen Kragen im Garten. Von Weitem hören wir das Dorf. Wir notieren jegliche Veränderung des Erdbodens. Seismografen messen die Erschütterungen. In regelmässigen Abständen nehmen wir Proben, um die Zusammensetzung der austretenden Dämpfe zu bestimmen. Wir faxen Koordinaten und Messresultate. Die Sendebestätigungen legen wir in eine Schachtel im Flur. Das sind unsere Aufgaben.»

So umschreibt die Ich-Erzählerin auf den ersten Seiten des Buchs ihre Tätigkeit. Und relativiert auch gleich: unklar, ob sich in der Welt ausserhalb des Observatoriums auch nur irgendjemand für die Ergebnisse interessiert. «Auffälligkeiten melden wir, obwohl wir wissen: Die Pläne für eine Evakuierung der umliegenden Siedlungen halten der Wirklichkeit nicht stand. Behauptungen, Beruhigungen. Die Sicherheitsbeamten sprechen von Schiffen, die in den Häfen warteten, um die Bevölkerung im Falle eines Ausbruchs aus der Gefahrenzone zu bringen. Wir denken nicht daran.»

Sätze, in die man fallen kann

Zwei Frauen, die Ich-Erzählerin und ihre Kollegin namens Birke, an einem vorerst vage unheimlichen Ort: Das Arrangement im Erstling *Das Observatorium* der im Thurgau aufgewachsenen, in La Chaux-de-Fonds lebenden Autorin Bettina Wohlfender erinnert an den Erstling der Appenzellerin Dorothee Elmiger, *Einladung an die Waghalsigen*, wo sich ebenfalls zwei aus aller Zeit gefallene junge Frauen in einer allerdings apokalyptisch bedrohlichen Irgend-Landschaft zurechtzufinden versuchen. Elmigers Roman ist politisch schärfer und sprachlich experimenteller als Wohlfenders Text – aber auch dieser hat seine eigenen, starke Sogwirkung entwickelnden Qualitäten.

Mit der Zeit schält sich heraus: Die Kontrolltätigkeit beschäftigt die beiden mehr nebenbei. Im Vordergrund stehen wechselnde Versuche, sich der Welt und der eigenen Identität zu versichern. Bei Birke war es zuerst die Fotografie, jetzt ist es die Malerei, mit der sie etwa Bilder malt «von Orten, die sie nie gesehen hat». Die Ich-Erzählerin leistet vergleichbare Forschungsarbeit mit Wörtern. Die «wahren» Aufgaben der beiden sind vertrackt: Sich gewöhnen an das Nebeneinander. Den Vulkan auswendig lernen. Das Erinnern vergessen. Die Augen an die Dunkelheit gewöhnen. Gewicht verlieren. Sätze wissen, in die man fallen kann. Sich näher trauen. Die Angst annehmen.

Wenig passiert. Kontrollgänge. Tiere, die Birke entdeckt, der Kopf eines Rehbocks, ein Fuchs, der präparierte Bussard. Einmal die Spur eines Menschen, die beiden folgen ihm, es stellt sich heraus: Es ist der Gräber. Er gräbt Gänge zum Vulkan, warum, sagt er nicht, und erzählt von früheren Ausbrüchen, von der Zerstörung, von den Prozessionen mit der Heiligenfigur, von der sich das Dorf Schutz erhofft.

Nähe suchen mit John Berger

Mit dem Observatorium – reales Vorbild war das Osservatorio Vesuviano – hat Bettina Wohlfender eine starke Metapher gefunden, die vieles offenlässt. Und in deren Umkreis sich mit der Zeit Birkes Familie immer stärker abzeichnet, namentlich die schillernde Figur ihres Grossvaters. Ein «Wanderfotograf», «Le Marin», der Seemann genannt, immer unterwegs, Ideal- und Traumbild für die Enkelin, die zur Welt gekommen war, als er ein letztes Mal ging und nicht wiederkam, die nach ihm benannt ist und als Kind geglaubt hat, dass es ihm in seinen jungen Jahren gelungen sei, einen Geist zu fotografieren.

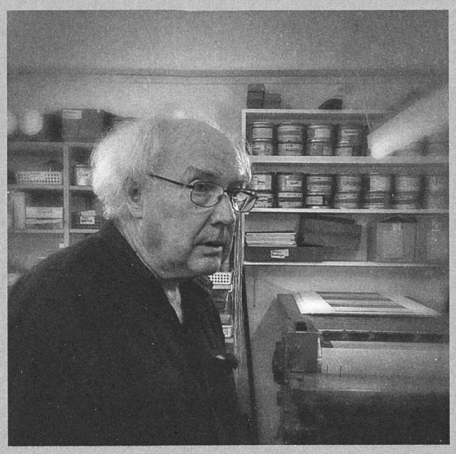
Wissen wollen. Warten. Wachen. «Wir sind in der langsamen Zeit», sagt Birke einmal. Eine Versuchsanordnung wie das Observatorium am Vulkanrand: Das ist auch dieses Buch. Es hat sich eine gewissermassen aus der Zeit fallende Aufgabe gestellt: Nähe spürbar, fassbar, sagbar zu machen. Das Buchmotto stammt aus John Bergers *Schritte zu einer kleinen Theorie der Sichtbarkeit*: «Nahe zu kommen bedeutet, die Regeln, das Ansehen, das Abwägen der Vernunft, die Hierarchien und das eigene Selbst zu vergessen. Es schliesst das Risiko ein, aus jedem Zusammenhang zu fallen, bis zum Wahnsinn.»

So weit geht die 32-jährige Autorin nicht, aber sie riskiert ein kreisendes, litaneiartiges, auf alle «Action» verzichtendes Schreiben. Das am Ende auch offen lässt, ob der Vulkan nächstens ausbricht oder nicht.

Bettina Wohlfender: *Das Observatorium*,
Müry Salzmann Verlag Salzburg 2014, Fr. 28.90

Bild: Michèle Amacker

Dazwischen das unbändige Leben



«Mich interessiert nicht, wie alt ich bin. Mich interessiert, was ich mache.» Das sagt der Schriftsteller und Verleger Beat Brechbühl aus Anlass seines fünfundsiebzigsten Geburtstags und kündigt ohne Anzeichen von Müdigkeit neue Bücher an. Ein Porträt.

von Richard Butz

Angefangen hat der Berner als Schriftsetzer, damals noch ein Mangelberuf, auf Anraten des Berufsberaters. Für Brechbühl «ein Volltreffer». In der Folge arbeitet er als Setzer in Genf, Berlin und Zürich. Von 1961 bis 1963 gibt er die in Egnach erscheinende Zeitschrift für junge Leute «clou» heraus. Fünf Jahre lang wirkt er als Herstellungsleiter im Zürcher Diogenes Verlag, für weitere sieben Jahre leitet er den Zytglogge Verlag in Bern. Die Entdeckung als Dichter verdankt er Diogenes-Verleger Daniel Keel, laut Brechbühl mit diesem für ihn typischen Kommentar: «Ihre Gedichte gefallen mir sehr gut, ich habe nur leider nichts verstanden...». 1962 beginnt mit dem Lyrikband *Spiele um Pan* sein schriftstellerisches Schaffen. Brechbühls Werkliste umfasst bis heute rund 45 Lyrikbände, Romane (etwa *Kneuss* oder *Nora und der Kümmerer*), Kinderbücher (unvergessen für die ältere Generation die zwei Schnüff-Bücher), Erzählungen, die *Fussreise mit Adolf Dietrich* (1999) und Übersetzungen (Maurice Chappaz, Gustav Flaubert). 1980 gründet der bis heute mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnete Brechbühl im über 400 Jahre alten Bauernhaus «Waldgut» in Wald ZH seinen eigenen Verlag. Sieben Jahre später zieht der Waldgut Verlag, inzwischen um das Bleisatz- und Buchdruck-Atelier Bodoni erweitert, ins Frauenfelder Kulturzentrum Eisenwerk um.

Fast schon obsessiv

Was Brechbühl bis heute als Verleger geleistet hat, grenzt ans Unglaubliche und ist zudem eine Geschichte der Selbstausbeutung. Der aktuelle Gesamtkatalog listet über 200 lieferbare Werke auf, verteilt in verschiedene Reihen und unterschiedlich gestaltet. «Schöne Literatur», ursprünglich «Der Bärenreiter», präsentiert hochliterarische zeitgenössische Prosa und klassische Weltliteratur. Die Umschläge schmücken eigens für jeden Band angefertigte Linolschnitte des Grafikkünstlers Svato Zapletal. In der Broschur-Reihe «Gedächtnis der Völker» erscheint, häufig mit einem Bildteil ergänzt, Literatur mit ethnologischem Hintergrund, Geschichten, Sagen, Märchen, Mythen, Essays und Berichte. «Lektur» (und «sappho&hafis») heisst die Reihe, in der Essays, Reden, gestandene und experimentelle Lyrik, Prosa und Gespräche in preiswerter, schneller Kleinauflage erscheinen. Diese Publikationen sind broschiert, dabei werden neueste und älteste Herstellungstechniken kombiniert: Umschlag im Buchdruck des Ateliers Bodoni, Inhalt im Digital- oder Offsetdruck. Im Herbst sind in den «Lektur»-Reihen vier weitere Publikationen vorgesehen.

Bereits erschienen ist in der Abteilung «Anthologie» zum 750-Jahr-Jubiläum der Stadt Winterthur der Band *750 – Wörter, Zeichen, Jahre*, der Texte von Autorinnen und Autoren aus Winterthur und Region vorstellt. «Sappho&hafis» widmet sich der Poesie und der Kultur vom Balkan bis Persien. Zu erwarten ist hier das Tagebuch von Giorgos Seferis *Drei Tage bei den Höhlenklöstern von Kappadokien*, übersetzt aus dem Griechischen von den beiden St.Gallern Evtichios Vamvas und Clemens Müller, illustriert mit Fotos des Autors und von Urs Walter. Unter dem Titel «Zwielicht» bringt der Verlag, herausgegeben von Monika Oertner und Judith Supper, fesselnde Romane in drei literarischen Genres und drei Umschlagsfarben heraus: blutrot für Krimis, giftgrün für dunkle Fantastik und stahlblau für Science-Fiction. Diese Publikationen sind edel gebunden, gestaltet

in der «Twilight Factory» des Konstanzer Mediendesigners Jörn Bach. Zusätzlich gibt es jeweils 77 nummerierte Exemplare, versehen mit einem in Blei gesetzten und von allen Beteiligten signierten Zertifikat. Junge Literatur findet neu Platz in der Reihe «waldgut zoom». Den Auftakt macht Regula Wengers erster Roman *Leo war mein erster*. Populäre Sach- und Fachbücher zu verschiedensten Themen erscheinen in der Reihe «Waldgut, logo». Kunst, Prosa und Lyrik verbinden sich in «Kunst & Text», Poesie und Prosa ausserhalb der Reihen sind in den Sparten «Lyrik und Aphorismen» und «Erzählen» zu finden. Sogenannte Hausautoren betreut Beat Brechbühl mit Werkausgaben. Zu ihnen gehört auch der in Basel lebende Wolfhaldner Werner Lutz, von dem mit *Die Ebenen meiner Tage* ein neuer Gedichtband in Vorbereitung ist. Mit bisher zwei Titeln, beide auch in gedruckter Form, wagt sich der Verlag ans eBook heran, und mit den Bildergeschichten *Luftsack Luftseck* von Peter Abegg legt er sein erstes Kinderbuch vor.

Dichtung und traditionelles Handwerk

Der Schriftschneider und Buchdrucker Giambattista Bodoni (1740–1813) aus Parma ist der Namensgeber der Reihe «Bodoni Drucke», in der anspruchsvolle Lyrik oder Kurzprosa in bibliophiler Heftbroschur verlegt werden. Diese Drucke sind von Hand in Blei gesetzt oder entstehen in Zusammenarbeit mit Paul Wirth vom Typorama in Bischofszell, der die Texte im Zeilenguss auf einer seiner vielen Blei-Setzmaschinen giesst. Gedruckt und gebunden wird von Hand. Ab und zu sind diese Publikationen mit typografischen Zeichen oder mit Holz- oder Linolschnitten illustriert. Inzwischen ist der Verlag in der Lage, diese Heft-Broschuren komplett selber im Hause herzustellen. Bisher liegen 87 Bodoni-Drucke vor, deren Preise trotz der Handarbeit und der edlen Materialien nicht exklusiv sind. Fünf neue Drucke sind für den Herbst versprochen, darunter mit Nummer 89 von einem unbekannten Autor aus der Han-Zeit *Neunzehn Gedichte aus alter Zeit – Gushi shijiu shou*, übersetzt vom St.Galler Japanologen, Sinologen und Bibliothekar Raffael Keller.

Den Begriff «bibliophil» mag Beat Brechbühl eigentlich nicht. Er sei ihm zu formalistisch, meint er in einem Interview mit der Zeitschrift «Das Gedicht», und argumentiert: «Die meisten bibliophilen Sammler interessiert der Inhalt eines Buches nicht.» Gegen den Begriff «edel», angewandt auf das Schmuckstück des Verlages, die seit 1988 im Atelier Bodoni entstehenden «Bodoni Blätter» mit Texten aus Waldgut-Büchern und «Bodoni Poesie Blätter» mit ausgewählten Texten aus verschiedensten Sprachen und Kulturen, würde er sich wohl nicht wehren. Sie sind in Blei-Handsatz und Handpressendruck auf interessante Papiere gearbeitet und zum Teil illustriert durch Linol- und Holzschnitt. Die ersten 150 Blätter, im Original im Format bis 50 x 70 cm, werden jetzt in einem A4-Buch zusammengefasst. Die Kantonsbibliothek Vadiana besitzt neu sämtliche Blätter und präsentiert sie im Oktober in einer Ausstellung.

Zum Geburtstag: Eigene Lyrik

Als Idealist will sich Brechbühl selber nicht sehen, er will einfach Bücher setzen, drucken, Linol schneiden. Aber an Feuerwehrübungen und Durchhalteaktionen ist er sich längst gewohnt. Und auch daran, dass die Waldgut-Crew klein ist und er vieles, vor allem im Umgang mit den Autoren, selber machen muss. Er betrachtet sich als einen, der «auf der Suche nach Noch-Lesenden» ist, und hofft, dass «die derzeitige Abwärtswelle demnächst, wenn auch kleiner als früher, wieder aufwärts schwingt». Ein Leben ohne eigenes Schreiben ist für den Verleger undenkbar: «Ich will nicht über Lyrik schreiben und wie sie auszusehen hätte, ich will Lyrik schreiben oder lesen, hören, sehen.» Darum erscheint es als folgerichtig, dass er sich nach dem in diesem Jahr im Zürcher Wolfbach Verlag erschienenen Lyrikband *Böime, Böime! Permafrost & Halleluia* und einem schmalen Haiku-Bändchen aus dem Vorjahr ein Lyrik-Geschenk im eigenen Verlag macht. Es ist der Bodoni Druck Nr. 92. Er wird vom Dichter zum Buch gestaltet, gesetzt und gedruckt, enthält ein Nachwort von Franz Wurm und trägt den Titel: *Farben, Farben! Schwarz mit Ohren, Weiss und alles; dazwischen das unbändige Leben*.

Stellvertretend für die rund zwanzig neuen Gedichte hier *Die Farben*, geschrieben zum Jahresübergang 2005/2006:

Die Farben
sind meine Kleider,
meine Raumtemperatur.
Als Menschen kommen sie daher
und als Töne gehn sie
vorbei.

Immer wieder fliessen sie in
meinem Blut, sie rennen durchs Hirn
und flüstern mir Wörter von
denen ich lebe

und die ich mitbringe wenn ich
zu dir zum Wein
oder zu euch in den Garten
komm.

Neues von Beat Brechbühl:
Farben, Farben! Schwarz mit Ohren, Weiss und alles, dazwischen das unbändige Leben. Gedichte. Bodoni Druck Nr. 92, Waldgut Verlag, Frauenfeld 2014.
Böime, Böime! Permafrost & Halleluia. Gedichte. Wolfbach Verlag, Zürich 2014.
Weit hinaus, uns brennt Haut & Wort. 25 Haiku Tanka Stufen in die Endlichkeit. Alla chiara fonte editore, Lugano 2013.

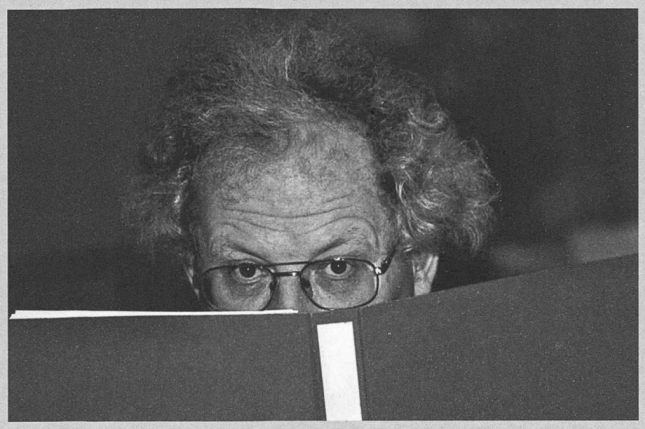
Lesung:
Waldgut-Abend im Keller der Rose, St.Gallen: Freitag 10. Oktober, 19 Uhr.

Ausstellungen:
Bodoni Blätter. 8.–18. Oktober, Kantonsbibliothek Vadiana, St.Gallen. kb.sg.ch

waldgut.ch

Bild: Marianne Rieter

Bei sich die Wörter



Eine Erinnerung an Christian Mägerle.

von Rainer Stöckli

Jahrzehnte lang hat man Christian Mägerle mit, neben und unter seiner Leselampe erleben können. Sie hatte ihren Standort in Mägerles Wohnung «öber em Bäumli», in der Bücherstube, deren Fenster über die Schmiedgasse weg Richtung Klosterplatz schauen. Wann immer Mägerle Gäste zur Lesung in die Kellerbühne geladen und dort zum Gespräch willkommen geheissen hat, stand die Lampe auf der Bühne beim Gastgeber-Tischchen und tat mit drei milden Scheinwerfern Dienst. Dutzende Male. Hundert Geladene. Früher dreivierfünf Zeitgenossen am selben Abend. Voraussetzung, sie hatten Belletristisches geschrieben und waren willens, darüber Auskunft zu geben.

Was des Wortes ist

Nach dem Übergang von der Alten zur Neuen Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur (GdSL) wechselte Mägerles Lampe in den Ruhestand. Beiden, dem Eigentümer und der verchromten Stange mit Tellerfuss und den drei Spots, mutete man ein längerhin geruhsames Dasein zu. Unterdessen weilt noch eins von beiden in der Bücherstube «öber em Bäumli». Kündigungstermin: Ende September.

Vor drei Jahren, November 2011, haben Freunde (Butz, Hochuli, Ledergerber, Stöckli, Überschlag) und hat die Stadt St.Gallen Christian Mägerle gewürdigt: unsererseits – aus Anlass seines 65. Geburtstages – mit dem Druck *Was des Wortes ist* und mit einer brahmsverzierten Feierstunde; von Seiten der Stadt mit Verleihung eines Ehrenpreises – zu verstehen sowohl als Danksumme für kulturelle Verdienste wie auch als Ermunterungsgeld für fernere Literaturschöpfung und -vermittlung. Mägerle schien da noch unermüdbar.

Vor rund vier Monaten, Sonntagnachmittag, den 25. Mai, zwischen 16 und 19 Uhr, ist Christian Mägerle aus dem Stadtbild verschwunden. Achtundsechzigjährig. Und Tage darauf – keiner seiner Freunde hat davon gewusst – ist er vollends zum Verschwinden gebracht worden. Man hat die Nachricht von seinem Tod erst am 25. Juni lesen können. Eine Täuschung – Mägerle war nicht in Wien gewesen. Eine Enttäuschung. Jedoch gute Ursache dafür, am 16. Oktober, an Mägerles Geburtstag seiner zu gedenken nah am Quartier, wo er aufgewachsen ist. Und bester Grund auch schon für den Plan, kommendes Jahr pünktlich an seinen Todestag zu erinnern.

Eigensinniger Leser

Dem Worte geben, was des Wortes ist: So lautete vor drei Jahren der Ganztitel der mustergültig gestalteten 2011er-Broschur. Sie enthält ein paar «Zuschreibungen» und einen Schölly-Aufsatz, hat in erster Linie aber einen Gedichte-Längsschnitt vorlegen, überhaupt Mägerles Schreiben und Wirken verzeichnen wollen. Auf der Einladungskarte zur Vernissage sowie auf der rückwärtigen Decke des Umschlags ist der Geehrte mit halbem, oberem Gesicht konterfeit: wach-skeptischer Blick durch Brillengläser über die Oberkante einer Lektüre hinweg in die Kamera. (Frappant ähnlich hatte sich der nobelpreisnominierte Jannis Ritsos porträtieren lassen: Titelfoto auf Heft 3/1994 der Zeitschrift «Akzente».)

So haben manche von uns Christian Mägerle erlebt. So hat er in der zweiten Hälfte seines Lebensganges die Wirklichkeit rezipiert:

> vor sich ein Buch, bei sich die Wörter, in Sinn und Gedächtnis die Vorlieben für den und für jene, welche/r Wörter zu brauchen wussten, und aussen vor die Welt.

Wie anders wärs zu machen gewesen, dass einer Jahrzehnte lang ständig mit Vorfahren (Vorschreibern), mit verabschiedeten Schriftstellerinnen, aber auch mit zeitgenössischen Lyrikern befasst gewesen und umgegangen ist? – Auf ein anderes Blatt zu schreiben wäre, wie eigensinnig Mägerle Partei genommen hat, ohne freilich anders dichtenden Literaten die Bedeutung abzugraben.

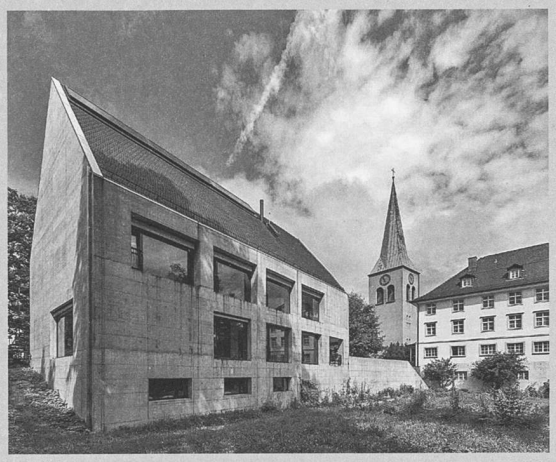
Ich sehe als Glücksfall an, dass die Sankt Galler Verlagsgenossenschaft (VGS) und die GdSL sich mehr als ein Mal für Christian Mägerle und seine Poesie gerührt haben. Im Bücherzimmer «öber em Bäumli» haben sich von seinen Privatdrucken und Veröffentlichungen teils ein paar wenige, teils recht viele zurückgelegte Exemplare finden lassen. Wir bringen sie, wie das oben erwähnte Nobelheft, an die Gedenkfeierstunde vom 16. Oktober (Gallustag).

Auch damit glauben wir, suggerieren zu dürfen, da sei einer unvergessen – insbesondere seine heutzutage vielleicht selten gewordene Dreifaltigkeit, bestehend aus Dichten, Deuten und Dienen.

Gedenkanlässe für Christian Mägerle:
16. Oktober 2014, 19 Uhr, Evangelisches Kirchgemeindehaus Lachen St.Gallen
26. Mai 2015, 20 Uhr, Kultbau St.Gallen

Bild: Manuela Graf

Porträt der gebauten Stadt



St.Galler Architektur im Handbuch. *von Marko Sauer*

Nach Zürich, Bern, Winterthur und dem Kanton Graubünden erscheint in der Edition Hochparterre ein Buch über die Architektur der letzten 20 Jahre in St.Gallen. Herausgeber sind Werner Huber, Redaktor bei Hochparterre, und René Hornung vom Pressebüro St.Gallen. Dessen Kenntnisse erlauben einen intimen Blick auf eine Stadt, die in ihrer Geschichte immer wieder unterschiedliche Schübe erlebt hat, was sich auch in ihren Gebäuden manifestierte. Die Fotos hat der St.Galler Fotograf Jean-Claude Jossen geschossen – betont alltäglich und unspektakulär. Bild oben: Pfarreisaal St.Georgen, Binotto + Gähler, 2006.

Schmuckstücke und Trouvaillen

Die Bildsprache passt gut zur ebenfalls zurückhaltenden Architektur. Aber auch zum ewigen Komplex, fernab der Schweiz zu liegen: Einmal mehr wird St.Gallen in der Einleitung als die Stadt «hinter Winterthur» bezeichnet – dabei muss sie sich gewiss nicht verstecken. Insbesondere die öffentliche Hand hat mit bedeutenden Wettbewerben Gebäude erstellt, die weit über die Region hinaus strahlen. Das Ziel dieses Buches ist es, die «Schmuckstücke vorzustellen» unter den Neubauten der letzten zwanzig Jahre. 59 sind es insgesamt. Darüber hinaus wirft der Führer einen Blick zurück auf bedeutende Bauten der letzten hundert Jahre. Auch dort sind es die eher unbekannten Trouvaillen – die Perlen aus dem Jugendstil sind gemäss den Herausgebern bereits zur Genüge dokumentiert.

Als Führer für Spaziergänge versteht sich das Buch. Dafür wurde die Stadt in fünf Gebiete gegliedert: Zentrum, Ost, West und die beiden Hänge. So kann man die einzelnen Gebiete «von Haus zu Haus» erwandern, die Haltestellen des öffentlichen Verkehrs sind ebenfalls angegeben. Dank einer passenden App sind die Informationen auch für digitale Geräte erhältlich.

Was gibt es bei den Stadtspaziergängen zu entdecken? Im Zentrum sind es sicher das Haus an der Schwertgasse, das eine ewige Baulücke füllt, oder die Diözesane Musikschule hinter dem Gallusplatz. Daneben finden sich aber auch Gebäude, die man kaum in diesem Führer vermutet hätte: das Bürogebäude an der Davidstrasse oder die Überbauung Webersbleiche. Lohnen sie wirklich einen genaueren Blick? An solchen Beispielen scheiden sich die Geister – und die Beschreibungen im Führer sind so nüchtern, dass sie kaum Aufschluss darüber geben.

Am Rosenberg und in Rotmonten ist für Kenner der Stadt kaum Überraschendes zu finden – ausser der Feststellung, dass interessante Wohnbauten eher auf dem Gebiet von Bernegghang, Riethüsli und St. Georgen entstehen. Eine Erklärung hierfür liefert der fundierte Essay von Peter Röllin, der dem Buch vorangestellt ist. Die Zonenpläne von Rosenberg und Freudenberg unterscheiden sich fundamental: Der Sonnenhang kann nicht so dicht verbaut werden, was Experimente kaum mehr möglich macht.

Lob für die 60er- und 70er-Jahre

Der Kultur- und Kunstwissenschaftler Röllin, intimer Kenner der Geschichte und Gegenwart der Stadt, beleuchtet die Planungen der 1990er-Jahre, die als Basis für die Entwicklung der Stadt dienen, nennt aber auch Landschaft und Steuerflucht in die umliegenden Gemeinden als treibende Kräfte – und windet den Siedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre und ihren Protagonisten ein Kränzchen. Namen wie Ernest Brantschen, Otto Glaus, Heinrich Graf sind Fachleuten aus der Region ein Begriff; hier bekommen sie ihre fällige Würdigung in breiteren Kreisen.

Und noch etwas macht den Essay von Röllin lesenswert: Er greift auch die schwierige politische Diskussion der Gegenwart auf. Die Bevölkerung kann der Entwicklung der Stadt nicht folgen. «St.Gallen zeigt trotz früherer beispielhafter Teststudien politische Umsetzungsschwierigkeiten in der Erreichung städtebaulicher Qualität.» Ein wertvoller Aufsatz, der hilft, die bauliche Entwicklung zu verstehen.

Der Blick in den Westen nach Lachen und Winkeln zeigt die wohl dynamischste Region der Stadt. Daraus ragen klar heraus: das Bundesverwaltungsgericht und gleich vier umgebaute Schulhäuser. Hier tut sich etwas. Doch weshalb erscheint ostwärts die Siedlung Birnbäumen ebenfalls in diesem Führer? Die Beschreibung ist wiederum nüchtern, distanziert. Und das bei einer Siedlung, die vom Journalisten Gerhard Mack treffend als «stadtplanerisches Unglück mit Seeblick» bezeichnet wurde. Dies ist man sich von Hochparterre nicht gewöhnt, das sonst mit grossem Vergnügen den Finger auf wunde Punkte legt. «Wir haben einige Beispiele in das Buch aufgenommen, die aufgrund ihrer Entstehung oder ihrer schieren Grösse wegen von Bedeutung sind – selbst wenn das Resultat nicht immer überzeugt», erklärt René Hornung die Auswahl.

Da muss man sich wohl ein eigenes Bild machen. Der «Führer zur zeitgenössischen Architektur» bietet eine kluge und interessante Auswahl von Gebäuden in der Stadt – das Urteil über deren Qualität bleibt glücklicherweise noch immer dem Betrachter überlassen.

Hornung, Huber, Jossen: *St.Gallen baut.*
Ein Führer zur zeitgenössischen Architektur.
Edition Hochparterre Zürich 2014, Fr. 35.–
iApp mit rund 500 Fotos und Plänen: Fr. 7.–

Buchvernissage: Donnerstag, 2. Oktober,
18.30 Uhr, Militärkantine St.Gallen

JOACHIM RITTMEYER
MIT: 2WISCHENSAFT

SAMSTAG 1.NOV.2014
20.30h EINTRITT 25.-/30.-
AULA SEKUNDARSCHULE OST
HERISAU

WWW.KULTURISDORF.CH

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

WIR HABEN DIE BÜCHER ZU LAUFENDEN UND KOMMENDEN DISKUSSIONEN. UND DAZU: WUNDERBARE AKTUELLE LITERATUR FÜR ALLE ALTERSSTUFEN UND DIE BESTE WELTMUSIK.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**

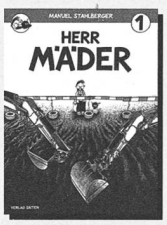
Schöne Bücher im Verlag Saiten

Lika Nüssli
D'Sueballä – Alle Strips auf einen Streich
Sammelband der Comics, die Lika Nüssli monatlich für Saiten gezeichnet hat.

2010 | Fr. 13.80

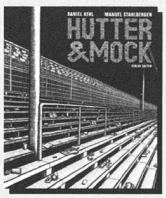
Lika Nüssli, Andrea Gerster und Monika Slamanig
Instantgeschichten
Eine rasante literarische Form: 52 x 3 Geschichten in 260 Minuten.

2010 | Fr. 28.–



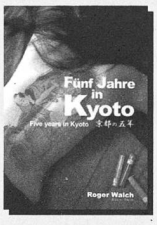
Manuel Stahlberger
Herr Mäder 1 & 2
Der Kult-Comic des St.Galler Zeichners und Musik-Kabarettisten Manuel Stahlberger.

2001/2005 | je Fr. 22.50



Daniel Kehl & Manuel Stahlberger
Hutter & Mock
37 Fussball-Geschichten aus St.Gallen, getextet von Daniel Kehl und illustriert von Manuel Stahlberger.

2004 | Fr. 25.–



Roger Walch
Fünf Jahre in Kyoto
Eindrückliches Fotobuch aus der japanischen Stadt von Ex-Saitenredaktor Roger Walch.

2004 | Fr. 25.–

Giuseppe Gracia
Riss
Erstlingsroman des St.Galler Schriftstellers Giuseppe Gracia

1995 | Fr. 20.–

Jetzt bestellen beim Verlag Saiten:
071 222 30 66 oder sekretariat@saiten.ch
Alle Bücher sind auch im Buchhandel erhältlich.

Der vergessene Anarchist

Das wechselvolles Leben des Ernst Frick.
von Ralph Hug

Die Lebensgeschichte von Ernst Frick reicht zurück ins 19. Jahrhundert, als zehnköpfige Familien, Arbeitslosigkeit und politische Verfolgung von Proletariern und Oppositionellen an der Tagesordnung waren. Frick, 1881 in Knonau ZH geboren, ging in Uzwil zur Schule. Die Familie zog aber bald nach Zürich, wo er eine Lehre als Giesser antrat. Wesentlich interessanter als der Beruf war für ihn der Kontakt mit der umtriebigen Zürcher Anarchistenszene um den Arbeiterarzt Fritz Brupbacher. Der wohl berühmteste zeitweilige Gast im Brupbacher-Kreis war der deutsche Schriftsteller Erich Mühsam, der später in einem KZ umkam.

Anarchie im Staat und in der Liebe

Frick war von den radikalen anarchosyndikalistischen Ideen fasziniert und machte bald aktiv mit. 1905 übernahm er einige Monate die Redaktion des einschlägigen Organs «Der Weckruf». In der Unterzeile trug es den echt anarchistischen Vermerk «Erscheint wenn er kann». Die Szene stand unter polizeilicher Dauerbeobachtung, und Falschnamen, Deckadressen und Aussageverweigerung bei Polizeieinvernahmen gehörten zum «survival kit» der Umstürzler. Man finanzierte sich übrigens mit Saccharin-Schmuggel: Der Zuckerersatzstoff war in der Schweiz frei erhältlich, aber in den Nachbarländern nur in Apotheken. Der illegale Handel eröffnete interessante finanzielle Perspektiven.

Es war auch die Zeit, als sich oberhalb von Ascona der Monte Verità als Treibhaus alternativer Lebensformen und revolutionärer Ideen etablierte. Entscheidend für Ernst Frick war die Begegnung mit dem österreichischen Psychologen Otto Gross, der das Mutterrecht proklamierte und dessen Frau Frieda seine künftige Lebensgefährtin werden sollte. Frick betätigte sich in Versammlungen gerne als Redner und paukte dem Publikum ein, dass man von einer echten Revolution nicht reden könne, solange das Geld nicht abgeschafft sei. Bald sah man Gross und seinen Anhänger Frick zusammen in München und Ascona.

Bis Frick zu seiner Berufung als Maler fand, dauerte es noch einige Jahre, die von Liebschaften, Politaffären und Polizeinachstellungen geprägt waren. Die aktionistische Truppe «Die Tat», der Frick angehörte, hielt die Polizei auf Trab. Unter anderem überfiel sie die Polizeikaserne Zürich, wo man einen russischen Gesinnungsfreund herausholen wollte. Weiter legte sie Eisenbahnzüge mit Holzscheiten lahm und griff Streikbrechergruppen an. 1912 wurde Frick in einem aufsehenerregenden Prozess zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Er kam ins Gefängnis nach Regensdorf. Danach zog er endgültig nach Ascona um, wo sich ein illustrer Kreis bildete, dem der Kreuzlinger Psychiater Robert Binswanger und der Schriftsteller Friedrich Glauser angehörten. Frick wandelte sich fortan mehr und mehr zum Maler und liess seine anarchistische Vergangenheit hinter sich. Dies obwohl er der Ansicht war, dass es «keinen vernünftigen Grund» gebe, Maler zu werden.

Südsehnsucht, Ursprachenforschung

Im Porträt von Richard Butz im zweiten Teil des Bandes wird Ernst Frick als aussergewöhnlicher Mensch lebendig, der auf seine Zeitgenossen einen nachhaltigen Eindruck machte. Selbst als Künstler und Aquarellist war er eine Ausnahmeerscheinung. Obwohl er regelmässig ausstellte und mit Galerien verkehrte, lebte er in skeptischer Distanz zur glamourösen Kunstwelt, mit der er wenig anzufangen wusste. Auch hatte er nie die Idee gehabt, eine Akademie zu besuchen. Lieber lernte er von befreundeten Kunstschaffenden. Dennoch war er ein Teil der «Maler von Ascona», die den Ruf des Tessins als bevorzugtes Refugium für Künstler begründeten und damit zum Mythos der «Südsehnsucht» beitrugen.

Wohler war es Frick und seiner Familie im abgelegenen Walserdorf Bosco Gurin, wo er viel Zeit in Kontemplation und Versenkung verbrachte. Erfüllung fand er zudem in der Erforschung der keltischen Kultur und der Ursprachen. Auf diese war er durch die aufmerksame Beobachtung der unmittelbaren Umwelt auf seinen Streifzügen bei Ascona gestossen. Als Hobby-Archäologe legte er umfangreiche Dokumentationen und Karteien an, die er bis zu seinem Tod im Jahr 1956 in Ascona weiterführte. Wiederentdeckt wurde er 1978 durch Harald Szeemanns berühmte Monte Verità-Ausstellung.

Fricks eigenwillige, vielschichtige Existenz wird nun durch das Buch von Esther Bertschinger-Joos und Richard Butz umfassend in Erinnerung gerufen. Es bringt nicht nur einen vergessenen Künstler und Gesellschaftskritiker zur Geltung, sondern zeichnet auch ein Sittenbild des Schweizer Polituntergrunds vor und während des Ersten Weltkriegs, das man in den offiziellen Geschichtsbüchern nie finden wird.

Esther Bertschinger-Joos, Richard Butz:
Ernst Frick. Zürich-Ascona-Monte Verità. Anarchist, Künstler, Forscher. Limmat-Verlag Zürich 2014, Fr. 44.90

Bild: Frieda Gross und Ernst Frick 1920

«Die Puppe kann viel frecher sein als der Mensch»

Ein Gespräch zum Neuanfang am Figurentheater St.Gallen

«Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne…»: Unter diesem Motto startet das Figurentheater St.Gallen in die 59. Spielzeit. Mit Frauke Jacobi und Stephan Zbinden steht ein neues Zweierteam an der Spitze. Was erwartet uns da, Stephan Zbinden?

Die Kunstform des Figurentheaters ist weit mehr als von Puppen animiertes Kindertheater. Insbesondere wollen wir andere Kunstformen stärker einbeziehen, und das Programm für Jugendliche und Erwachsene wird ausgebaut.

Das neue Leitungsteam mit Alexandra Akeret (Assistenz), Frauke Jacobi (künstlerische Leitung) und Stephan Zbinden (kaufmännische und technische Leitung). Foto: Tine Edel

Figurentheater für Erwachsene: Was ist daran anders als bei Kinderstücken? Und warum ist das eine Sparte, die in der Schweiz immer noch ein Mauerblümchendasein fristet?

Kinderstücke unterscheiden sich qualitativ nicht von Erwachsenenstücken. Der Unterschied ist die Thematik. Beim Figurentheater denken die meisten Leute: Das ist doch nur was für Kinder oder Kasperlitheater. Doch das moderne Figurentheater kann viel mehr: Es kann Szenen überhöhen und zuspitzen. Dabei ersetzen starke Bilder oft viele Worte. Im Figurentheater sind rasante Wechsel der Ebenen möglich. Die Puppe selbst kann viel direkter und frecher sein als der Mensch. Und ein Wechselspiel zwischen Figur und Mensch lässt ganz neue Sichtweisen entstehen. Puppen können als stark gezeichnete Charaktere auftreten. Sie können fliegen, sterben besser und können sich unendlich verdoppeln. In der Schweiz beginnt man erst zaghaft mit der Ausdruckform «Puppe» zu experimentieren. Frankreich und Deutschland sind in dieser Hinsicht weiter. Dies liegt sicherlich auch daran, dass sich die drei führenden Schulen der Puppenspielkunst in Berlin, Stuttgart und Charleville befinden.

Wer ist die geheimnisvolle Gertrud Müller, die im Programm auftaucht?

Gertrud Müller ist das neu auserkorene «Theater-Maskottchen». Sie wird in einer eigenen Vorstellungsreihe das Abendprogramm mitprägen. Starten wird Gertrud mit der Eröffnungsshow am 24. Oktober. Dabei wird sie es sicherlich nicht unterlassen, sich über ihre «Verschleppung» aus dem mondänen Zürich ins beschauliche St.Gallen zu beklagen. Es bleibt zu hoffen, dass ihr Gast, der Musiker Marius Tschirky, ihr die Reize der neuen (Wahl-)Heimat Ostschweiz schmackhaft machen kann.

Kinder kommen sicher weiterhin auch auf ihre Rechnung?

Das Familienprogramm umfasst nebst bekannten Klassikern gleich fünf neue Eigenproduktionen. Nebst kleinen und grossen Feiglingen in *Mutig sein!* ist speziell *Pippas Traumfenster* zu erwähnen, das in Zusammenarbeit mit der Animationsfilm-Hochschule in Luzern entsteht. Erstmals werden Figurentheaterelemente mit Trickfilm auf der Bühne verwoben. Ebenso hervorheben möchte ich die Reihe des «Geschichtenerzählens». Im Winter (*Zimetstärn…*) und Frühling (*Ene meene miste…*) werden dort verschiedene Erzählungen mit einfachen Mitteln liebevoll in Szene gesetzt. Abgerundet wird das Programm durch fünf Gastspiele, welche Einblick in das Schaffen der nationalen und internationalen Puppenspielszene ermöglichen. Das Familienprogramm startet am 22. Oktober mit der Premiere von Erich Kästners Klassiker *Emil und die Detektive*.

Nebst bekannten Gesichtern erscheinen auch neue Namen im Ensemble des Figurentheaters.

Ja, unter anderem probt der redegewandte ex-Toxic-Radiomann Lukas Bollhalder seit Sommer intensiv an seinem Debut als Figuren- und Schauspieler (*Emil und die Detektive*). Und im Bereich Figurenbau ergänzen mit Johannes Eisele und Mechtild Niehaber zwei international anerkannte Puppenbauer das Team. Zu den Anliegen der neuen Theaterleitung gehört zudem die Nachwuchsförderung. Nebst der Luzerner Hochschule wirken auch Akteure der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) und der SAMTS Schauspielschule Adliswil/Zürich am kommenden Programm prägend mit.

Mehr zum Spielplan und der neuen Crew unter figurentheater-sg.ch.

Gleitmittel fürs Geldausgeben

Hauntology spukt im Palace – mit Fatima Al Qadiri und James Ferraro.

von Georg Gatsas

Retro, Retro, Retro, alles schon mal dagewesen... Das konstatiert, mit Blick auf die Nullerjahre, auch Simon Reynolds 2011 im Buch *Retromania – Pop Culture's Addiction To Its Own Past*. Wenn nun alles Retro ist, wie klingt denn die Musik der Zehnerjahre? Diese Frage stellt sich der britische Kulturtheoretiker Mark Fisher immer wieder in Musikzeitschriften wie «The Wire» oder auf seinem eigenen Blog «K-Punk». Denn was man im Popdiskurs oft vergisst: Die manische Flucht in die musikalischen Archive kann auch eine Technik sein, die Geschichtlichkeit der Gegenwart sichtbar zu machen.

Spukende Klanggeister

Nicht im blossen Kopieren vergangener Sounds, nicht im Wühlen in der Plattenkiste, sondern in der Klanglandschaft der verinnerlichten Vergangenheit lässt sich derzeit eine Gruppe von Musikern und Labels rund um das Phänomen der «Hauntology» ausmachen. Zwei der wichtigsten Protagonisten spielen Anfang Oktober im Palace: Fatima Al Qadiri und James Ferraro.

In *Ghosts of My Life*, seinem kürzlich erschienenen Essayband, verweist Mark Fisher auf die kulturellen Symptome einer seiner Ansicht nach kranken Gesellschaft im digitalen Zeitalter. Er greift dabei eine Bezeichnung des Philosophen Jacques Derrida auf: Hauntology. Ein Begriff, der seit ein paar Jahren durch Blogs und Feuilletons spukt, zusammengesetzt aus «to haunt» (spuken) und Ontologie, der Lehre vom Sein. Derrida meinte damit, dass Europa von den Geistern seiner Vergangenheit, dem Kommunismus, auch in Zukunft heimgesucht werde; die sozialen Probleme würden im Kapitalismus eher mehr als weniger. Fisher hingegen bezieht Hauntology auf die Musik: Das Spukhafte zeigt sich im Träger der Aufnahme selbst. Mittels elektronischer Medien aller Art werden klangliche Räume ausgearbeitet, in denen sich das Gespenstische hörbar macht. Mark Fisher verweist dabei auf Burial, den wohl bekanntesten Vertreter der Hauntology-Bewegung. Neben geisterhaften Dancefloor-Zitaten ist in Burials Sound das Knistern einer Vinylschallplatte zu hören. Dieses Knistern macht deutlich, dass wir uns in der Vergangenheit befinden, die Zeit zerfällt und die Zukunft nicht mehr möglich ist. In seinen zutiefst melancholischen Tracks verarbeitet er die Gespenster einer Zukunft, die nie eingetreten ist.

Klingende Konsumwut

Burials Labelkollegin, die kuwaitische Musikerin und Künstlerin Fatima Al Qadiri, formte ihr Debütalbum *Asiatisch* nach diesem Modell: Sie bedient sich aus allen möglichen Quellen mit Bildern und Motiven, mit Stimmen und Sprachen, mit Sounds und Songs, kümmert sich aber nicht um den Begriff der Herkunft. Und man merkt: Heimat ist dort, wo es gut klingt. Zu Beginn des Albums covert Al Qadiri den von Prince geschriebenen, aber erst durch Sinéad O'Connor weltberühmt gewordenen Song *Nothing Compares 2 U*. Die 33-jährige Produzentin hat ihre Version mit der chinesischen Sängerin Helen Feng aufgenommen. *Shanzhai* heisst sie, das ist zugleich Programm der ganzen Platte: Der Begriff bezeichnet die Fälschung, das Imitieren und Kopieren westlicher und japanischer Markenartikel.

Asiatisch ist ein simulierter, ausgefeilter Roadtrip durch ein virtuelles China. Es spielt mit den westlichen Vorstellungen fernöstlicher Motive, Klänge und Sprachen. Die zwischen New York und London pendelnde Al Qadiri hat China nie besucht. Die Sounds für ihr Konzeptalbum sammelte sie jahrelang aus Film und Internet: Weiblich gesprochenes Nonsense-Mandarin und Melodiefetzen klassisch-chinesischer Musik unterlagert sie geschickt mit synthetischen Klängen, falschen Steeldrums- und Panflötensounds, wie man sie aus Videospielen, B-Movies oder der Beschallung von chinesischen Restaurants kennt. Dazwischen dröhnen Subbässe und Gongs.

Auch James Ferraro agiert nicht anders. Auf *Far Side Virtual* (vom britischen Wire zum Album des Jahres 2011 gekürt) sammelte er Soundlogos, Handyklingeltöne, Werbejingles: digitale Artefakte, entmenschlichte, nicht unvertraute Muzak, wie man sie in der Shopping Mall, im Fahrstuhl oder am Flughafen hört. Oder wie er selbst in einem Spex-Interview seine Sounds beschrieb: «Deep House als akustisches Gleitmittel fürs Geldausgeben». Das bisher letzte Werk des Workaholics heisst: *NYC, HELL 3:00 AM*. Darauf geht es weiter mit verfremdeten Polizeisirenen, verrauschten TV-Sprachfetzen über die Anschläge auf das World Trade Center oder mit einer computerisierten Frauenstimme, die den Glaubenspruch des Kapitalismus aufzählt – 18 mal das Wort «Money».

Fatima Al Qadiri / James Ferraro:
Freitag, 3. Oktober, 22 Uhr, Palace St.Gallen

Fatima Al Qadiri. Bild: Georg Gatsas

Von der Schwierigkeit mit der Zivilcourage

Im Oktober kommt *Carl Lutz – Der vergessene Held* ins Kino. Schon vor dem Start des Dokfilms regen sich die Ewiggestrigen. *von Geri Krebs*

Carl Lutz vor dem Schweizer Konsulat in Budapest und in der zerstörten britischen Botschaft.

Für seine Generation sei die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg mit Nazigold und abgewiesenen Juden verknüpft gewesen, sagt Daniel von Aarburg in seinem grossen Dokumentarfilm über jenen Mann, der während des zweiten Weltkriegs über 60'000 Juden in Budapest vor den Nazis rettete. Der 1965 geborene Regisseur – unter anderem bekannt durch die Dokufiktion *Hugo Koblet – Pédaleur du charme* (2010) – erklärt bei jener Gelegenheit auch, bis 2011 habe ihm der Name Carl Lutz nichts gesagt. Von jenem Zeitpunkt an aber packte den Regisseur die Lebensgeschichte des 1895 in Walzenhausen geborenen Schweizer Spitzendiplomaten, der in seiner Eigenschaft als Schweizer Vizekonsul in Ungarn von 1942–1945 unter Einsatz seines Lebens die grösste Rettungsaktion für unmittelbar von Deportation bedrohte Juden in der Geschichte durchgeführt hatte.

Lutz wie Grüninger

Als passionierter Hobbyfotograf hatte Lutz Zehntausende von Bildern hinterlassen, die von Aarburg im Archiv der ETH Zürich und im Nachlass von Lutz' Stieftochter Agnes Hirschi sichten konnte. Die heute 76-Jährige ist es denn auch, die durch den an Originalschauplätzen gedrehten Film über einen Mann führt, der für seine Zivilcourage nur den Undank des Vaterlandes erntete. Lutz wurde nach seiner Rückkehr in die Schweiz wegen Kompetenzüberschreitung (er hatte ein eigenes Schutzbriefsystem erfunden) gerügt und marginalisiert – ein Schlag, von dem er sich bis zu seinem Tod 1975 nie mehr erholte.

Das klingt vertraut, Paul Grüninger erging es ähnlich, und frappant sind auch die Parallelen in der Reaktion jenes Teils der in der Schweiz veröffentlichten Meinung, die immer schon wussten, dass die offizielle Schweiz in jenen finsteren Jahren alles richtig gemacht hatte. Bei Grüninger war es damals, 1997 der Wirrkopf Shraga Elam, der, als Richard Dindo seinen (auf Stefan Kellers Grüninger-Buch basierenden) Dokumentarfilm herausbrachte, mit zweifelhaften Dokumenten hausierte. Diese sollten belegen, Grüninger sei in Wirklichkeit ein Nazi gewesen und der Nazi-Ideologie auch noch Jahre nach seiner Amtsenthebung und Verurteilung treu geblieben. Obwohl die Anwürfe von seriösen Historikern längst widerlegt und auf dem Misthaufen der Geschichte entsorgt wurden, hinderte dies die «Weltwoche» unlängst nicht daran, sie in einer hanebüchenen Titelstory aufzuwärmen. Das war im Januar dieses Jahres aus Anlass der Premiere von Alain Gsponers Grüninger-Spielfilm.

«Hätte ich den Mut gehabt?»

Der Ablauf wiederholte sich jetzt, auch wenn *Carl Lutz – Der vergessene Held* noch nicht im Kino angelaufen ist. Doch als am vergangenen 28. August die auf 52 Minuten verstümmelte TV-Kurzversion auf SRF 1 ihre Premiere feierte, erschien gleichentags in der «Basler Zeitung» eine Abhandlung über Lutz mit dem Titel «Ein Held, aber kein Märtyrer». Darin will Inlandredaktor Daniel W. Szpilman nachweisen, Lutz sei nach 1945 keineswegs marginalisiert, sondern durchaus mit Anerkennung bedacht worden. Doch Selbstverliebtheit und Selbstmitleid hätten ihn glauben lassen, man hätte ihn bei seiner Rückkehr in die Schweiz wie einen Superstar empfangen müssen.

War dieser Angriff seitens der Blocher-nahen BaZ noch eher mild, fuhr tags darauf die linkskatholische Fribourger Tageszeitung «La Liberté» gröberes Geschütz auf. «La face obscure du héros suisse Carl Lutz» war ein ganzseitiges Interview betitelt. Darin präsentiert der Historiker Luk van Dongen ein Dokument von 1958, worin Lutz sich abfällig über Schwarze äussert und den südafrikanischen Staatschef lobt. Vergegenwärtigt man sich, dass Lutz von 1913 bis 1934 in den USA gelebt hatte, und führt man sich vor Augen, wie rassistisch die weisse US-Elite, in der Lutz sich bewegte, damals war und wie stark dieses Denken dort noch bis weit in die 1960er fortlebte, relativiert sich der Skandalwert von Lutz' Äusserungen beträchtlich – sollten sie tatsächlich zutreffen.

Und selbst wenn Grüninger und Lutz ihre dunklen Seiten gehabt haben sollten, wesentlich wäre doch auch dann, was die jüdische Psychologin Agnes Heller – eine der Zeitzeuginnen im Film – fragt: «Hätte ich den Mut gehabt, damals Juden zu retten?» Um die Antwort gleich selber zu geben: «Ich hätte ihn wohl nicht gehabt.»

Filmstart: 22. Oktober, Kinok St.Gallen
kinok.ch

Rettung für Renty?

Es ist eine beinah unendliche Geschichte: 2011 lehnt der St.Galler Stadtrat einen Werkbeitrag für die Ausstellung des Historikers Hans Fässler über den Gletscherforscher und Rassisten Louis Agassiz ab – u.a. weil man sich nicht in die Angelegenheiten einer anderen Gemeinde (Grindelwald) einmischen wolle und die Ausstellung nicht in St.Gallen stattfinde. Drei Jahre später kommt die inzwischen auch auf der Grimsel und auf dem Eggishorn gezeigte Schau doch noch in die Ostschweiz – aber nicht nach St.Gallen, sondern nach Teufen. Und der St.Galler Stadtrat muss noch einmal Red und Antwort stehen: In einer einfachen Anfrage will Stadtparlamentarierin Beatrice Truniger Blaser wissen, warum «trotz intensiver Bemühungen» kein St.Galler Museum für die Ausstellung zu finden war. Und ob mit dem Ausweichen nach Teufen nicht der Eindruck entstehe, «einer kulturell konservativen und ängstlichen Stadt St.Gallen stehe ein liberales und offenes Ausserrhoden gegenüber».

In der Tat wären sowohl das Historische Museum als auch das Naturmuseum geeignet. Dies umso mehr, als Hans Fässler inzwischen herausgefunden hat, dass Agassiz im Juli 1830 in St.Gallen vor der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft referiert «und im Hecht diniert» hat. Auch in der Zwischenkriegszeit hätten Kanton und Stadt in Sachen Antisemitismus und Rassenhygiene eine unrühmliche Rolle gespielt – kein Grund also, sagt Fässler, sich damit herauszureden, dass das Agassiz-Thema nichts mit unserer Region zu tun habe. Zudem setze sich neustens sogar Bundesrat Burkhalter für eine Bergtaufe ein: für eine Dunant-Spitze im Monte-Rosa-Massiv.

In Teufen zeigt Kurator Ueli Vogt jetzt (ab 26. Oktober) die Schau, ergänzt um Kunst von Sasha Huber und Dokumente aus der Kantonsbibliothek, unter der Leitfrage, wie die Landschaft zu ihren Namen komme. Denn die Namengebung war seit jeher eine Stossrichtung Fässlers: Unter dem Motto «Démonter Agassiz» kämpfte er vergeblich dafür, das Agassizhorn im Wallis in Rentyhorn umzutaufen – auf den Namen jenes Sklaven, der Agassiz für die Beweisführung über die angebliche Minderwertigkeit der Schwarzen als Beispiel diente. In die Agassiz-Kampagne kommt jetzt ebenfalls neuer Schwung: Eine neue Petition schlägt vor, einen bisher namenlosen Berg (Pt. 3745) nahe des Agassizhorns Rentyhorn zu taufen. Dafür setzt sich ein illustres Komitee ein, mit Walliser Bergführern, Alt-Bundesgerichtspräsident Giusep Nay, Nationalrätin Hilde Fässler, der Alpenhistorikerin Ingrid Runggaldier, dem aus dem Wallis stammenden Trogner Kantirektor Michael Zurwerra oder den bergtüchtigen Autoren Franz Hohler und Emil Zopfi. Es wäre, so die Petitionäre, «ein Zeichen gegen Rassismus und für Menschlichkeit». Und die Hierarchie bliebe gewahrt – «vom Agassizhorn (3947 m.ü.M.) könnten Alpinistinnen und Alpinisten auf das Rentyhorn (3745 m.ü.M.) hinunterschauen, wie es der Schweizer Naturforscher leider mit dem kongolesischen Sklaven gemacht hat.» (Su.)

Wie die Landschaft zu ihren Namen kommt, Zeughaus Teufen, 26. Oktober bis 9. November. Sonntag, 9. November: Streitgespräch zwischen Hans Fässler und Gottlieb F. Höpli
Infos: louverture.ch/AGASSIZ.html

Weiss auf schwarz
http://allyour4nert7pkh.onion/_.html

```
/ \ | |  | |        / /\ \ | |__ | |__
/__||_/ /___/ /___/  _   __          _ /
|__/ / ___   __ __  \| /\_____ _____
\___ / / _ \ / // /   \  __/ / ___/  __/ / / |/
/ / // /   _/ /  / ___/ |___/ |___/ \___/
\__/  \___/              BaSE      Probably an Interesting Site      Probably not backdoored      Probably not run by DoD      Probably very Anonymous
Powered By:      The Boss Of The DeepWeb      Sponsored by: INTERPOL      JIDF      ShitRedditSays      15yuMzuueV8y5v-PQQ39ZqQVz5Ey98DNrjE      onion cloner list      IT'S HAPPENING
why can't i see images on torchan?
stats      Terms Of Service
Contact Info      DMCA Policy
```

16:19] qwebirc v0.92
[16:19] Copyright (C) 2008-2012 Chris Porter and the qwebirc project.
[16:19] http://www.qwebirc.org
[16:19] Licensed under the GNU General Public License, Version 2.
[16:19] == *** (qwebirc) Looking up your hostname...
[16:19] == *** (qwebirc) Couldn't look up your hostname!
[16:19] == Connected to server.
[16:19] == Signed on!
[16:19] == ayb.clos
[16:19] == lisa!5375@ayb.clos
[16:19] == ayb.clos
[16:19] == ayb.clos 0.0 + +
[16:19] == Usermode change: +i
[16:19] == - ayb.clos MOTD -
[16:19] == - All you're BaSE are belong to us.
[16:19] == - Do whatever the fuck you want.
[16:19] == -
[16:19] == - This is a URCD not an IRCD.
[16:19] == - Channels are empty initially.
[16:19] == - People join the channel when they talk.
[16:19] == -
[16:19] == RPL_ENDOFMOTD
[16:19] == Usermode change: +i